

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 133.

Freitag, 11. Juni.

1915.

## Um die Beute.

(10. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmannt.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt spiegelte sich in Georg Ruthards Augen die Bestürzung so deutlich, daß ihr sein Erschrecken kaum entgehen konnte. „Es ist Ihnen also Ernst damit? Sie wollen wirklich fort — und vielleicht schon bald? Aber was gedenken Sie denn eigentlich da draußen in der Welt zu beginnen?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe auch gar keine Lust, mir jetzt schon den Kopf darüber zu zerbrechen. Es gibt ja heutzutage so viele Wege, die einem Mädchen offen stehen. Ich will nichts als arbeiten — arbeiten und Geld verdienen.“

„Ist das der Beweggrund?“ fragte er überrascht. „Nein, das ist doch wohl nur ein Scherz?“

Aber sie schüttelte mit sehr ernsthafter Miene den Kopf. „Durchaus nicht. Ich möchte mir meinen Unterhalt selbst erwerben und auf eigenen Füßen stehen.“

„Und deshalb wollen Sie fort? Wenn Sie nun aber eine Ihr Leben ausfüllende Tätigkeit hier erhielten, würden Sie es dann vielleicht doch in dieser drückenden Kleinstadtenge aushalten?“

Wenn sie ihn angesehen hätte, würde sie aus der erwartungsvollen Spannung in seiner Miene, aus der zaghaften Frage in seinen Augen wahrscheinlich erraten haben, wieviel mehr als bloße Neugier sich hinter seiner Rede verbarg. Aber sie blickte schon wieder ins Weite, und sie gab seiner Frage offenbar keine andere Deutung als die einer oberflächlichen Teilnahme.

„Vielleicht. Aber daran ist doch gar nicht zu denken. Hier würde sich natürlich niemals eine passende Tätigkeit für mich finden.“

„Und wenn ich nun doch eine wüßte, Fräulein Martha, eine, die Sie selbst vielleicht befriedigen, ganz gewiß aber einen anderen unbeschreiblich glücklich machen würde?“

Jetzt sah sie ihn an, und das Blut schoß ihr heiß ins Gesicht. Wie abwehrnd erhob sie die Hand, als wolle sie ihn hindern, weiterzusprechen.

Aber nachdem er sich einmal das Herz gefaßt hatte, so viel zu sagen, ließ er sich nicht mehr Schweigen gebieten. „Sie wissen, wer dieser andere sein würde — nicht wahr, Fräulein Martha? Hundertmal schon habe ich's auf den Lippen gehabt, und immer fehlte mir im entscheidenden Augenblick der Mut. Aber wenn ich in Gefahr sein soll, Sie ganz zu verlieren — nein, dann darf ich nicht mehr schweigen. Es ist ja vorläufig nicht viel, was ich Ihnen zu bieten habe, und eigentlich nicht viel mehr als ein Herz voll treuer Liebe, aber wenn Sie mir nur ein klein wenig gut sein können, reicht es doch am Ende aus, um glücklich zu werden.“

Martha hatte die Hand über die Augen gelegt, und ihr Gesicht war so im Schatten, daß er nicht in ihren Zügen zu lesen vermochte. Aber daß sie ihm die Antwort schuldig blieb, dünkte ihn eher ein günstiges als ein schlimmes Zeichen.

Er wagte es, sich ihrer schlaff auf dem Schoße liegenden Hüften zu bemächtigen. „Darf ich hoffen, Martha?“ küßte er, tief über sie herabgebeugt. „Oder

bin ich zu dreist gewesen? Ist Ihnen meine Stellung zu gering. Bin ich Ihnen zu arm?“

Sie ließ die Rechte vom Gesicht herabsinken, und wie sie jetzt die Augen zu ihm aufschlug, sah er, daß sie voll Tränen standen. „Nein, nein — und das trauen Sie mir auch gar nicht zu. Aber Sie hätten mir das doch nicht sagen sollen, Herr Doktor. Es macht mich so unglücklich.“

Ihre Hand hatte sich ihm nicht entzogen, und seitdem er diese kleine, weiche, lebenswarme Hand hielt, war es ihm, als habe er schon Besitz genommen von dem ganzen geliebten Geschöpf. „Unglücklich?“ wiederholte er. „Aber wie kann das sein? Wenn Sie mich Ihrer nicht für unwert halten, wenn Sie mich sogar vielleicht ein bißchen lieb haben können —“

Da schien es, als wäre sie plötzlich mit ihrer Kraft zu Ende. Denn sie begann zu schluchzen, und die heißen Tränen rannen ihr über die Wangen.

In höchster Bestürzung blickte Ruthardt auf sie nieder. „Martha, liebste Martha — sagen Sie mir doch, was Sie bedrückt! Habe ich Sie denn gekränkt?“

Sie schüttelte den Kopf, aber sie erwiderte nichts. Da sie ihm aber noch immer ihre Hand überließ, da er auhendend auf ihrem zeigenden Gesicht wohl einen Ausdruck schmerzlichen Stummers, doch nichts von Born oder Unwillen über seine Kühnheit lesen konnte, so nahm er, von innigem Mitleid und heißer Zärtlichkeit hingerissen, seine Zuflucht zu einem Trostmittel, das von alters her in solcher Lage oft von wunderbarster Wirkung gewesen ist. Er neigte sich nämlich vollends auf sie herab und küßte sie mit einem innig gestüßerten Diebstwort.

Martha stieß ihn nicht voll heftigen Unwillens zurück. Wohl machte sie erst eine halb unwillkürliche Bewegung, um sich ihm zu entziehen; aber dann, da er sie nur fester an sich drückte, gab sie sich ohne weiteren Widerstand seiner Diebstaltung hin, und plötzlich, während ein tiefer, sehnächtiger Atemzug ihre Brust hob, schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und erwiderte mit geschlossenen Augen leidenschaftlich seine Küsse.

Ein fester, gleichmäßiger Schritt kam die stille Straße herauf, und in heftigem Erschrecken riß sich Martha aus Georgs Umarmung los. „Der Vater! — Um Gottes willen, daß er nur nichts merkt!“

Sie fuhr sich mit dem Taschentuch über das glühende Gesicht und griff hastig nach der Handarbeit auf ihrem Schoße. Mit etwas verlegener und doch glückseligender Miene war der Doktor um ein paar Schritte zur Seite getreten — nicht eine Sekunde zu früh, denn schon klang das eiserne Gartenspfortchen, und die hohe breitschulterige Gestalt des Oberstleutnants von der Heyde kam über den Kiesweg daher.

Mit einer gewissen vornehmen Gemessenheit küßte er, als er des Arztes ansichtig wurde, seinen Hut. „Guten Morgen, Herr Doktor! Sie haben auf mich gewartet?“

„Nur um im Vorübergehen guten Tag zu wünschen, Herr Oberstleutnant“, gab Georg, der sich in der Hülle seines Gliedes kaum noch beherrschen konnte, fröhlich zurück. „Ich habe ja schon von Fräulein Martha gehört, daß Sie meiner Hilfe nicht bedürfen.“

„Nein, Gott sei Dank! Aber Sie entschuldigen wohl, wenn ich mich lieber drinnen im Hause mit Ihnen unterhalten möchte. Ich bin vom Steigen etwas erhitzt, und das Stillstehen im Freien dürfte mir nicht taugen.“

„Gewiß nicht. Als Ihr Arzt verlange ich sogar, daß Sie sogleich hineingehen. Ich aber bin leider genötigt, mich zu verabschieden, denn ich werde in der Oberförsterei erwartet und habe auch unten in der Stadt noch einige Krankenbesuche zu machen.“

Hätte er Martha in diesem Augenblick angesehen, so würde er wahrgenommen haben, daß sie bei seinen Worten erleichtert aufatmete. Sie war sehr blaß geworden, als ihr Vater ihn aufgefordert hatte, mit ins Haus zu kommen. Nun reichte sie ihm mit leidlich gespielter Unbefangenheit zum Abschied die Hand.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Martha!“ sagte er heiter und indem er mit leuchtendem Blick ihre Augen suchte.

Sie aber senkte die Lider und flüsterte kaum hörbar: „Guten Morgen, Herr Doktor!“

Dann, während er leicht und elastisch der Gittertür zuschritt, raffte sie ihre Arbeit zusammen und folgte dem Vater in das Haus.

Sie war der Meinung, daß er kaum etwas gesehen haben könne, und doch flöhte ihr seine Wortfargheit und die Gemessenheit seines Benehmens gegen Georg Rutherford ebenso hange Besorgnis ein wie der beinahe finstere Ernst auf seinem Gesicht.

Eine atembeklemmende Angst aber legte sich ihr auf die Brust, als er, sich in der Tür seines Arbeitszimmers nach ihr umwendend, in seiner kurzen, soldatischen Weise sagte: „Komm mit herein! Ich habe dir etwas zu sagen.“

Sie gehorchte stumm und erwartete, an eines der hohen Büchergestelle gelehnt, seine Anrede. Der Oberstleutnant hatte Gut und Stod auf den Tisch gelegt. Nun riß er seinen Überrock auf und griff in die Brusttasche.

„Der Postbote hat mir eben ein Telegramm eingehändigt. Da — du kannst es selbst lesen.“

Er reichte ihr das entfaltete Blatt, und mit einem Blick erfaßte Martha den Inhalt der wenigen Worte: „Soeben glücklich zurückgekehrt, aber noch durch ein leichtes Unwohlsein hier gefesselt, sende ich Martha und Ihnen innige Grüße. Hoffe in etwa acht Tagen dort zu sein, und bin überglücklich in dem Gedanken an das nahe Wiedersehen. Herbert.“

„Nun, was sagst du dazu? Eine große Überraschung — nicht wahr? — Aber, was hast du denn, Mädels, du bist ja weiß wie Kalk?“

Sein Erschrecken war nur zu gerechtfertigt, denn Martha sah aus, als ob sie im nächsten Moment ohnmächtig zusammenbrechen müßte. Ihre Lippen waren fest zusammengepreßt und ihre Augen unnatürlich weit geöffnet. Nie hatte der Oberstleutnant einen Ausdruck so namenloser Qual auf ihrem Gesicht gesehen.

„Sprich doch!“ drängte er, als sie beharrlich schwieg und nur immer auf das verhängnisvolle Blatt starrte. „Es sieht wahrhaftig nicht aus, als ob diese Nachricht dir besondere Freude machte.“

Da endlich hatte sie die Sprache wiedergefunden, aber das Bittern in ihrer Stimme ließ erraten, wie verzweifelt sie noch immer nach Fassung rang. „Sie kommt so überraschend, lieber Vater. Ich war so wenig darauf vorbereitet —“

„Ich auch nicht“, sagte er trocken, „und ich gestehe, daß ich nicht sehr entzückt bin. Nachdem dieser Herr Rutherford sich noch weit über die bedungene Zeit hinaus in Schwelgerei gehüllt hatte, hielt ich mich überzeugt, daß die gütige Gerechtigkeit vergessen und abgehen sei. Um so mehr, als ich auch bei dir niemals Spuren einer

besonderen Sehnsucht wahrgenommen habe. Daß er die Sache auch jetzt noch ganz ernsthaft nimmt und sich ankündigt, wie wenn er wirklich schon zur Familie gehörte, will mir sehr wenig gefallen.“

„Es ist aber sein Recht, Vater“, wandte sie leise ein. „So habtest du es damals mit ihm vereinbart.“

(Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lesefrucht. = 22

Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe. Goethe

### Der Sänger.

Von Kurt Kuchler.

Es war in Ems, nicht weit vom Kesselbrunnen, wo ein dicker Stein mit der Aufschrift „13. Juli 1870, 9 Uhr 10 Min. morgens“ verkündet, daß an dieser Stelle vor fünfundvierzig Jahren das Friedensband zwischen zwei Völkern zerschnitten wurde, die heute wieder kräftig miteinander ringen.

In der Nähe dieses Benediktsteinens lagerte in den letzten Maitagen dieses Frühlings von 1915 eine Kompanie deutscher Landsturmsoldaten aus Koblenz, die einen Übungsmarsch nach Ems gemacht hatten. Die Bürger von Ems brachten Bier, Wein, Butterbrote und Zigarren aus den Häusern. Es war ein fröhliches Raufen, die ältesten Landstürmer scherzten mit den schönsten Mädchen.

Als es zum Aufbruch gehen sollte, kam ein Soldat, halb eifertig, halb verlegen zum Kompanieführer. Er war blaß und hatte ein breites, glattrasiertes Gesicht.

„Na, was gibt's?“ fragte der Kompanieführer.

„Verzeihen Sie gütigst, Herr Leutnant . . . es wäre vielleicht angebracht, den Bürgern von Ems als Dank für die freundliche Bewirtung ein kleines Lied zu singen!“

„Na ja! Alle zusammen?“

„Ich möchte mir erlauben, Herr Leutnant . . . allein, wenn der Herr Leutnant befehlen!“

Der Leutnant nickte Bewährung.

Da rechte der Soldat die breite Brust, riß sich mit etner eilig koketten Handbewegung den engen Rockstragen auf, stellte das rechte Bein auf einem Chausseestein in Pose und begann zu singen.

Eine wunderbare Stimme erhob sich, strahlend wie lauter Gold. Ein Lied, das ich nicht kannte, kam wie ein Geschenk aus blauen Himmelshöhen und zwang Soldaten und Bürger in Stille und Andacht. Nichts anderes lebte mehr als diese Stimme. Die Blütenkerzen der hohen Kastanien erbebten vor Seligkeit und weiße und rote Blättchen sanken trunken zur Erde.

Als der Sänger mit seinem Liede zu Ende war, herrschte noch eine Weile feierliche Stille. Dann brauste ein Jubel auf und alle umdrängten den Sänger. Der Kompanieführer sagte:

„Mensch, hören Sie mal, das ist ja kolossal! Das hab' ich ja noch gar nicht gewußt? Wer sind Sie denn?“

Der Landsturmsmann warf den Kopf in den Nacken und lächelte geschmeichelt, wie Künstler lächeln, wenn sie sich und ihren Genius erkannt wissen.

„Ich bin Geldentenor!“ sagte er und dann sagte er ein Stadttheater und den Namen einer großen Stadt.

Fünf Minuten später marschierte er wieder in Reih' und Glied, ein deutscher Landsturmsmann wie jeder andere. Von der Stirn troff das Wasser, schwer drückte in der Sonnenhitze der Tornister.

Ein paar Tage später ging ich in Koblenz den Rhein entlang. Es war Abend, der Wind sang in den hohen Bäumen der Gärten am Strand, wie ein Strom funkelnder Rubinen wogte das Licht der untergehenden Sonne über den Rhein. Drüben wuchs majestätisch, ganz überschüttet vom sattem, roten Licht, wie eine herrlich flammende Drohung, die feste Ehrenkreuzstein in den Himmel. In den Lüften und Schattenden der monumentalen Felsen häuften sich schon die Schatten.

Da kam von der großen Rheinbrücke her ein ergreifend herrlicher Gesang. Ganz zauberhaft in die Abendstille hinein und die Vögel in den Bäumen schwiegen selig erschrocken.

Mar und schön schwebten Lied und Melodie:

„Goldne Abendsonne, wie bist du so schön . . .  
Wie kann ohne Sonne deinen Glanz ich seh'n . . .“

Ich ging hin und sah einen Soldaten von der Brückenwache, einen Landsturmmann, das Gewehr über der Schulter. Er stand unter dem Bogen, neben der Mauer mit den vielen kriegerischen und vaterländischen Relieftafeln aus der Bronze erobelter Geschütze, und sang sein Abendlied.

Es war der Soldat von Ems.

Mächtig schwall das Lied über den Rhein. Gewaltig reckten sich die Mauern und die Felsen der Feste Ehrenbreitstein. Hielten die Soldaten dort oben den Atem an? Hörten sie den Gesang des Kameraden, der ein großer Künstler war, vielleicht gefeiert von Tausenden, dessen Seele nie etwas wußte von Waffen und Krieg, und nun trau auf der Wacht stand die Hand am Kolbengriff des Gewehrs, wie all die Hunderttausende aus der Blüte des deutschen Volkes, die das Vaterland mit eisernen Bändern gürten . . .

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

#### Einigkeit und Treue.

Zum Eintritt Italiens in den Weltkrieg.

Wo die deutsche Junge klingt,  
Hell die Herzen jetzt entflammen.  
Wie uns auch der Feind umringt,  
Einigkeit hält uns zusammen.

Von der Maas bis an die Memel,  
Von der Adria zum Belt  
Stehen wir geeint als Brüder  
Gegen eine Feindeswelt.

Mißgunst, Neid und Riedertracht  
Hat den Krieg heraufbeschworen,  
Und des Teufels Bist und Macht  
Hat der Feind sich auserkoren.

Unser Kleinod ist die Treue,  
Die dem Kaiser uns vereint,  
Und wir schwören sie aufs neue  
Seht, da alle Welt uns feind.

Wie um Einigkeit und Reich  
Einstens unsere Väter stritten,  
Kämpft jetzt Deutschland-Osterreich  
Treu zum Tod in Feindes Mitten.

Werde es ein ein'ges Deutschland  
Von der Adria zum Belt!  
Deutschland, Deutschland über alles,  
Über alles in der Welt!

H. B.

Die „Kriegschaperone“. Unter den neuen Berufen, die die veränderten Lebensverhältnisse in der Kriegszeit hervorgerufen haben, ist einer der eigenartigsten der der Amerikanerin Mrs. Lewis Chase, der „Kriegschaperone“, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, englische und deutsche Frauen, die der Krieg in fremdem Lande überrascht hat, sicher in die Heimat zu geleiten. Sie erhielt zuerst den Auftrag, eine reiche junge Dame von England nach Wien zu bringen, und der Erfolg zeigte ihr, daß sich hier für sie ein neues Feld der Betätigung eröffnete. Monatelang hat sie darauf größere Gruppen von deutschen und österreichischen Frauen, deren Lage in England unsicher geworden war, und die doch allein nicht die Heimreise wagten, von dort zu ihren Heimatsstädten geleitet und ebenso Engländerinnen mit zurück gebracht. Bis zum April hatte sie wenigstens 600 Frauen und Kinder aus Feindesland zurückgeführt. Bei einer dieser Fahrten reiste sie aus England an dem Tage ab, an dem Scarborough bombardiert wurde. Eine andere Reise machte sie an dem ersten Tage der U-Boot-Flotade. Wie sie zu ihrem neuen Berufe gekommen ist und welche Erfahrungen sie dabei gemacht hat, davon erzählte sie selbst einem Mitarbeiter der „New Yorker Evening World“ folgendes: „Im vorigen November wurde ich eines Tages um 8 Uhr früh angerufen und gebeten, von England um zwei Uhr nachmittags mit einer jungen Dame, die in Wien zu Hause war, dorthin zu reisen. Ich war pünktlich zur Stelle. Seitdem bin ich ständig auf der Hin- und Rückreise zum Festland und bleibe höchstens zwei Tage zwischen jeder Fahrt

zu Hause. Ich konnte mir fast vor wie der ewige Jude, und meine Familie hat schon vergessen, wie ich aussehe, aber ich möchte meine Erfahrungen um nichts missen. Ich arbeite für das Internationale Frauenhilfs-Komitee. Das erste hübsche Mädchen, das ich so chaperonierte, war ein Mitglied der Familie Rothschild, das aus der Schule in England ausgewiesen war. Ehe ich aus Wien zurückfuhr, vertraute ich eine Anzahl englischer Frauen meiner Fürsorge für die Rückreise nach England an. Vor der Abfahrt kam jedoch eine Österreicherin zu mir und flehte mich an, ich möchte ihre Tochter retten, die in einer englischen Schule war. Sie erzählte von drei vergeblichen Versuchen, das Mädchen zu retten, und so fragte ich sie, ob denn die Schulrechnung ihrer Tochter bezahlt wäre. Darauf gab sie mir Vollmacht, und ich versprach ihr, ihr Kind zurückzubringen. Das gelang mir denn auch ohne Schwierigkeiten . . .“ Damit war die Laufbahn der Mrs. Lewis Chase eröffnet, die nun ohne Unterbrechung fortbauerte. Ihre Gesellschaften bestanden in der Regel aus etwa 40 Frauen aller Altersstufen und Gesellschaftsschichten. „Es waren auch Köchinnen, Schulmädchen, Erzieherinnen, Mütter mit ihren Kindern und reiche alte Damen darunter. Ich war eine Mutter für sie alle. Ich beschwichtigte ihre Ängste, zahlte ihre Hotelrechnungen — mit ihrem Gelde natürlich —, brachte sie zu den Dampfern und Zügen und holte sie wieder heraus, half ihnen mit ihren Vogellässigen und Koffern in dem gepäckträgerlosen Frankreich und kümmerte mich um ihre Papiere. Ich machte zwei Fahrten nach Wien und kam nach Berlin, Frankfurt, Köln, Nürnberg und anderen deutschen Städten; selbst nach Schlesien kam ich, wo ich einen Schneeball nach Rußland hineinwarf und in Häusern schlief, die unter dem Donner von Artilleriefireu erzitterten. Gewöhnlich waren meine Reisegefährten nicht alle an demselben Ort, sondern ich mußte sie längs des Weges zusammenlesen.“ Natürlich fehlte es an mancherlei Wirren nicht, wobei die Schwierigkeiten durch den Krieg, die Behörden und die äußeren Gefahren oft geringer waren als die durch Mißverständnisse der unter ihrer Obhut stehenden hervorgerufenen. „Einmal erklärte mir ein hübsches junges Mädchen, als wir Flushing erreichten, sie fühlte sich zu krank, um weiter nach Rotterdam reisen zu können; sie mußte bis zum nächsten Morgen in Flushing bleiben. „Sie müssen mit mir kommen, oder Sie können überhaupt nicht reisen“, sagte ich ihr. „Ach, ich weiß nicht“, marmelte sie enttäuscht, „ich will's ihm sagen.“ Ein anderes Mal hatte ich einen kleinen englischen Knaben mit seiner Mutter aus Berlin fortzubringen. Ihre Papiere waren nicht so gut in Ordnung, wie ich es wünschen mußte. „Denke daran, daß du ein Engländer bist, Henry“, schärfte ich dem Knaben ein, „du darfst nur Englisch sprechen, bis wir nach Hause kommen, auch wenn du Deutsch sprechen gelernt hast.“ So kamen wir zu der britischen Gesandtschaft, um Pässe zur Übersahrt zu erhalten. „Du bist ein kleiner englischer Junge, nicht wahr, Henry?“ fragte der Herr, von dem unser Schicksal abhing. Und Henry antwortete mit einem lauten Deutschen „Ja!“

Als wir nach Mailand. Unsere Befestigungsarbeiten waren vollendet, so erzählt uns ein Mitarbeiter aus Belgien, die Felddienstfähigen wurden frei für die Schützengräben. Etwa 100 Mann traten wir morgens an, alle voll Freude, daß wir nun endlich an den Feind kommen sollten. Die Sonne leuchtete, die Musik spielte, brausend klang unser Gesang. Da trat plötzlich unser Oberst vor die Front und hielt eine begeisterte Rede auf das Vaterland. Für Deutschland sollen wir uns jetzt schlagen und sollen uns gut schlagen. Dem Mutigen gehört im Felde mehr als anderwo die Welt, rief der Oberst, daran sollt ihr denken. Auch heute gilt noch das Wort Napoleons: Jeder Soldat trägt seinen Marschallstab im Tornister . . . Wir fühlten unsere Herzen höher schlagen, wir sehen uns also schon Heldentaten vollbringen, das Eisenerne Kreuz erster brannte auf unserer Brust. Nur in dem Gesichte meines Nebenmannes, eines tieferen Mecklenburgers, veränderte sich keine Miene. Ihm schien die Welt in diesem Augenblick entschieden für seine Begriffe romantisch. Seine Augen schienen sich in den realen Inhalt seines Tornisters zu vertiefen. Er traute offenbar seinen Augen mehr als allen andern Beweisen der Welt. Unser Oberst sah diese seltsame Unbewegtheit. Er trat, als unser Hurra verklungen war, auf meinen Nebenmann zu und fragte freundlich: „Also, mein Lieber, was tragen Sie nun in Ihrem Tornister?“ Der Mecklenburger sah den Oberst fest und treu an, und dann sagte er mit drohender Stimme: „Jelstbade, Herr Oberst!“



# Neues vom Büchermarkt.



## Kriegs-Romane und -Novellen usw.

\* **"Nach Rußland wollen wir reiten."** Roman von Max Geißler. (Leipzig 1915. 2. Stadtmann, Verlag. 298 Seiten.) Dieses Buch ist mehr als ein Roman; es ist ein Werk zur rechten Zeit! Ein Werk: „Achtung vor der slavischen Gefahr“ — vor allem für die Zukunft. Max Geißler legt seinem Roman die Ereignisse in Polen vor Kriegsausbruch zugrunde, damals als die russische Presse schon längst ihre Hebearbeit gegen Deutschland aufgenommen hatte. Die Quertreibereien der Panlawisten erfuhren eine grelle Beleuchtung. „Nach Rußland wollen wir reiten“ ist die Geschichte eines in der Nähe der Mascha begüterten Geschlechtes deutscher Herkunft, dessen Grundbesitz in slavische Hände gebracht werden soll. Um dies zu erreichen, wird der letzte dieses Geschlechtes, der als Offizier im Warschauer Sappard-Bataillon steht, des Morbes an einem Gelbberleiber verdrängt und auf die Insel Sachalin verbannt. Durch die Klugheit eines polnischen Anwalts wird seine Schuldlosigkeit nachgewiesen und der Edelhof an der Mascha für ihn gerettet. Als deutscher Offizier reitet er mit in den Krieg gegen Rußland. Die Massenengehenne, die sich infolge der politischen Willkür des Dreiverbandes zur Unertüchtigkeit verschärft, haben in diesem Werke überzeugende Darstellung gefunden. Die fesselnde Fabel dieses zeitgemäßen Werkes mit ihren Hinweisen auf das künftige Verhältnis des deutschen Reiches zu Polen machen den Roman zu einer tatsächlichen Bereicherung unserer Kriegsliteratur.

\* **"Schlachtenbummler und Anderes."** Novellen von Max Roberts. Verfasser dieser Kriegsnovellen, der als aktiver Offizier die Feldzüge 08 u. 70 mitgemacht hat, erweist sich in Vitenzentreisen eines recht guten schriftstellerischen Namens. In knappen gewählten Worten schildert er auch hier mit passender Anschaulichkeit Situationen und Menschen, daß sie greifbar in uns werden, als hätten wir selbst alles mit erlebt und erlitten. Dieses neue Kronenbuch wird gerade jetzt viel Interesse erregen und Anklang finden, denn es gibt wie kaum ein anderes gerade Kunde von dem harten Mut und der hohen Begeisterung unseres Volkes.

\* **"Nach der Schlacht."** Ein Kriegsbuch von Selene Christaller, Otto Frommel, Hermann Hesse, Paul Natow, Rüd. Nordhausen, Fritz Philipp, Leo Sternberg, Paul Wüst. (Verlag Otto Rischel, Gagen i. M.) Ein Kreis bekannter und anerkannter Schriftsteller hat sich in diesem Kriegsbuch zusammengefunden, um den im Felde stehenden sowohl, wie denen im Lazarett eine Gabe von bleibendem Wert zu bieten. Wer erkannt hat, daß die Flöße der geistigen Güter unseres Volkes gerade in der Jetztzeit außerordentlich wichtig ist, wird dieses Buch mit Freuden begrüßen.

## Romane, Novellen.

\* **"Verborben zu Berlin."** Roman von Otto Helmut Godfen. (Wreslau, Verlag von S. Schottländer.) In fodernder Entzückung ist dies Buch geschrieben, das die Schattenseiten großstädtischer Journalistik grell beleuchtet und deutlich, bisweilen allzu deutlich auf schlimme Mißstände hinweist. An einzelnen Stellen kann man mit Händen greifen, was gemeint ist. Wenn diese Ehrlichkeit des Empfindens und die recht lebendige Darstellung genügt, der wird an dem Buche Gefallen finden. Das Künstlerische befriedigt weniger, Grelles und Unwahrscheinliches, ja Unmögliches häuft sich, die Liebeschreiberin darin ist ganz unnatur.

\* **"Ein Winterlager."** Roman von Franz Adam Deherlein. (München u. Co., Berlin und Wien.) Es war ein guter Gedanke, diesen Roman, der weitverbreiteten Münchener Bücherei einzufügen. Er verdient als ein Stück lebendiger Erzählkunst gewürdigt zu werden, und sein Inhalt weist manche Beziehungen zur Gegenwart auf. Was zu Zeiten Friedrichs des Großen in der von den Russen besetzten Karol vorkam, verfiel uns ja jetzt besser als je.

\* **"Rubezahlbuch"** von Karl Hauptmann. (Kurt Wolff, Leipzig.) In seiner letzten, oberflächlichen Ironie hat uns einst Mariva die Geschichten von Rubezahl, dem Berggeist des Riesengebirges, erzählt. Ganz anders, in wilder dämonischer Größe, zeigt er sich hier als mythische Gestalt der Natur selbst. Wodan dem wilden Jäger verwandelt, ein Wettergott voller Tüden und Launen, aber auch voll grell aufstachelnden Humors. In diesen Geschichten hat der Dichter seine eigenen Heimatempfinden gestaltet, eine praktische, elementare Mythologie aus ihnen, Sturm und Abbl und daneben herbe Wirklichkeit. Bekannte Motive werden nur geistreich, das meiste beruht auf eigener, unkräftiger Erfindung.

## Humoristika.

\* Die **"Wegendorfer Blätter"**, von denen uns der vollständig gewordene 2. Jahrgangband 1914 vorliegt, fügen seit Beginn des Krieges jeder wöchentlich erscheinenden Nummer eine besondere Kriegs-Chronik bei, in der teils

farbig, teils schwarz auch die Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen und die politischen Situationen behandelt werden. Die Künstler und Schriftsteller der Wegendorfer Blätter haben hier ein neues Gebiet der Betätigung gefunden, das ihnen in Friedenszeiten wegen der nichtpolitischen Haltung ihrer Zeitschrift verweigert war. Um so erfreulicher ist die Feststellung, daß viele der Kunstblätter und manch lustige Betrachtung ihnen in hervorragender Weise gelungen sind, so daß sie mit zu dem Besten gehören, was deutscher Humor in dieser Zeit hervorgebracht hat. Aber auch der Hauptteil der Zeitschrift hat sich weitgehend den kriegerischen Zeiten angepaßt, ohne daß indessen der Charakter als Familien-Witzblatt Not gelitten hätte.

## Wissenschaftliches.

\* **"Das Aluminium und seine Legierungen,"** Eigenschaften, Gewinnung, Verarbeitung und Verwendung, von Hugo Krause. Mit 64 Abbildungen. (A. Hartlebens Verlag in Wien und Leipzig.) Das Buch behandelt die chemischen und physikalischen Eigenschaften des Aluminiums und sein Vorkommen in der Natur, die Geschichte und Statistik der Aluminiumherstellung, die Herstellung der reinen Lonerde, des künstlichen Kryoliths und der Elektrodenkohlen, die theoretischen Grundlagen und die technische Ausführung der Aluminiumgewinnung, die Aluminiumlegierungen, die Verarbeitung des Aluminiums und der Aluminiumlegierungen usw. usw. Der Anhang bringt Tabellen über Gewichte, Festigkeit, elektrische Leitfähigkeit usw. Wenn auch alle wichtigeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen Berücksichtigung gefunden haben, so ist doch der Stoff so gemeinverständlich behandelt, daß auch der einfache Arbeiter das Buch mit Nutzen lesen kann.

## Kriegsallerei.

\* **"Aus deutschem Süden."** Flugblattfolge von Walter Terben. (Verlag Herz u. Jetta, Konstanz.) An dem Unternehmen ist eine sehr große Zahl der ersten Schriftsteller Süddeutschlands und Osterreichs beteiligt. Der Inhalt der Blätter besteht aus Aufsätzen, Erzählungen, Gedichten, die der Krieg zeitig hat. Der Verfasser sagt: Einen Niederschlag der süddeutschen Stimmung wollen diese Blätter wieder haben. Ohne viel Worte: sie werden eben sowohl die geistige wie künstlerische Eigenart des Südens — wozu in geistigem Sinne auch das angrenzende Osterreich gehört — ausdrücken, als auch jene gewaltige Erhebung, jenes heilige Zusammengehörigkeitsgefühl, das seit dem letzten Jubiläum des verflorenen Jahres stärker denn je in uns erstand und bestehen bleiben möge." Damit ist Richtung und Ziel der Flugchrift treffend gekennzeichnet.

\* **"Musketier seines lustige Brüder."** Alte Soldatenlieder, herausgegeben von Fritz Heile. (Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

\* **"Die Heimat."** Der Kampf. Neue Kriegsgedichte. Lat-Bücher für Feldpost. (Eugen Diederichs, Jena.)

\* **"Briefe aus dem Felde 1914/15."** Herausgegeben im Auftrage der Zentralkasse zur Sammlung von Feldpostbriefen. Herausgegeben von Prof. Dr. O. Binow, Kurator des Märlischen Museums, Adjutant Dr. Schäfer, Hl. Hausarchivar, Professor Dr. Sternfeld u. Redakteur A. E. Dillinger. (Verlag Gerhard Stalling.)

\* **"Das eiserne Zeitalter."** Flugblatt II u. III, von Leo Sternberg. (Verlag S. Stadt, Wiesbaden.)

\* **"Kaduns Soldatenlieder."** (Gelber Verlag, Dachau bei München.)

\* **"Im Dienste des Roten Kreuzes."** Erlebnisse und Eindrücke aus dem Weltkrieg 1914 von Hedwig Voh. (Verlag Walter Serfert, Stuttgart.)

\* **"Ein Frauenweilkrrei."** Eine symbolische Hymne von Paul Liebe. Zu beziehen durch Heiligenfelder u. Pingenmüller, Buchdruckerei in Augsburg.

## Zeitschriftenchau.

\* **"Soft 17 u. 18 der 'Deutschen Moden-Zeitung'"** (Verlag Otto Beber, Leipzig) sind soeben erschienen. Bei ihrer Zusammenstellung ist vor allem dem Geiste der Zeit Rechnung getragen. So bringt der Modeteil in der Hauptsache einfache Kleidung für Erwachsene und Kinder, deren Herstellung durch sorgfältig angepasste Schnittmuster auf der Schnittmusterbeilage jeder Frau ermöglicht wird. Der Handarbeitsteil enthält Abbildungen von schönen und praktischen Arbeiten. Im Belegteil fesseln neben einem spannenden Romane Gebichte, Aufsätze und Erzählungen vom Kriege die Aufmerksamkeit. Der hauswirtschaftliche Teil gibt in kurzen Aufsätzen praktische Ratschläge für Hausmann und gutes Wirtschaften.

\* **"Die Staatsbürgerin,"** Monatszeitschrift des deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht, bringt in Heft 5, 3. Jahrgang, einen vorzüglich durchgearbeiteten Artikel „Der Krieg und die Frauen“ von Adele Schreiber. (Verlag S. Germain, Berlin, SW.)